

[381] 24. DIE „TAGEBÜCHER“ VON FRANZ XAVER KRAUS^{1*}

Der aus Trier stammende Freiburger Kirchenhistoriker und Archäologe Franz Xaver Kraus (1840-1901) hat seinen Nachlass, Tagebücher, Briefe und andere Manuskripte, der Stadtbibliothek seiner Heimatstadt vermacht mit der Auflage, ihn 50 Jahre unter Verschluss zu halten. Hubert Schiel legt nun die umfangreichen und sich über die ganze Lebenszeit erstreckenden Tagebücher ungekürzt vor.

Nicht oft und in Zukunft wohl noch seltener wird uns das lückenlose Tagebuch einer so bedeutenden und umstrittenen Persönlichkeit, die dazu so spannungsreiche Jahrzehnte der Kirchengeschichte wie die Pontifikate Pius IX. und Leos XIII. miterlebt und auch, wie sie jedenfalls selbst meinte, zum nicht geringen Teil mitgestaltet hat, hinterlassen. Dabei handelt es sich nicht um Tagebücher, die von vorneherein zur Veröffentlichung bestimmt waren, in denen etwa der Kultur- und Kirchenpolitiker Kraus die Hintergründe, Begleitumstände und bewirkenden Kräfte des öffentlichen Geschehens festgehalten hätte. Dieser Art ist nur das in einem besonderen Heft überlieferte „Römische Tagbuch“ vom 16. 11. 1895 bis 17. 4. 1896, das der Herausgeber in den Text der allgemeinen Tagebücher eingeordnet hat. In den letzteren haben wir es zu tun mit dem Niederschlag intimster persönlicher Erlebnisse, dem Ausdruck einer starken, dabei sehr ichbefangenen Religiosität, den Reflexionen einer empfindsamen, sehr empfindlichen und deshalb leicht verwundeten Seele, die sich fortwährend selbst bemitleidet, und den nicht abreißen Klagen über leibliche Unpässlichkeiten und Krankheiten.

Da stellt sich die ernste Frage, ob und wieweit Briefe und Tagebücher dieser Art eine legitime Quelle für den Historiker sind und gar dem Druck übergeben werden sollen oder dürfen. Der Ablauf der Zeit hebt die Schranken der Intimsphäre nicht auf und die Tatsache, dass jemand es versäumt hat, seinen Nachlass zu vernichten berechtigt mich nicht ohne weiteres ihn auszuwerten ähnlich wie wenn ich irrtümlich in einem für mich nicht bestimmten Brief Einblick erhielt. Die Betreuer des Nachlasses von Kraus waren selbstverständlich willens, den klaren Wunsch des Toten zu achten. So haben sie den [382] Teil, den der Tote selbst verbrannt wissen wollte, auch nach 50 Jahren noch vernichtet. Ob Kraus aber die Veröffentlichung der Tagebücher, wie sie nun vorliegen, gewünscht und gebilligt hätte, vermag Schiel nicht sicher zu belegen. Eine dahingehende Briefstelle von 1874 kann nicht als Beweis gelten. Die Tatsache, dass Kraus in seinem letzten Lebensjahr einen Verlagsvertrag über dreibändige „Lebenserinnerungen“ abschloss, zeigt jedenfalls, wie er selbst seine Aufzeichnungen auszuwerten gedachte. Dem entspräche ihr Verfügbarsein für die ernsthafte Forschung. Aber selbst wenn jemand aus Geltungsdrang, Eitelkeit oder Wahrheitsfanatismus mit Intimitäten sich vor die Menge stellen möchte, dann braucht der Historiker ihm dabei nicht zu helfen. Jedenfalls sollte er es gewissen Literaturgeschichtlern nicht nachmachen.

Wie dem auch sei, Kraus hat sich oder man hat ihm mit dieser Publikation keinen guten Dienst erwiesen. Aber der Wissenschaft? Darf die denn zu einem Götzen werden, dem ich Werte wie das Persongeheimnis opfere?

Dazu kann man fragen, ob der Wert dieser Tagebücher für die Geschichtswissenschaft wirklich so groß ist, wie manche Rezensenten uns glauben heißen. Eine Ausnahme macht das „Römische Tagbuch“, das uns wertvollen Aufschluss über die Vorgeschichte des Vetos im Konklave von 1903 gibt. Hier handelt es sich aber auch um ein anderes Genus, dessen Veröffentlichung gar nicht in Frage gestellt werden soll. Von den wissenschaftlichen Arbeiten, Plänen und Unternehmungen des Gelehrten Kraus, von den Problemen seiner Wissenschaft, besonders der von ihm in gewisser Weise begründeten christlichen Archäologie und Kunstgeschichte erfahren wir kaum etwas. Auf Grund der Tagebücher sollten wir nicht meinen, dass ihr Schreiber ein so umfangreiches und bedeutendes wissenschaftliches Werk

* TThZ 68 (1959) 177-181.

¹ Franz Xaver Kraus, Tagebücher, hg. v. H. Schiel, Köln 1957.

hinterlassen hat, vermögen wir auch zu verstehen, wie er von den Regierungen des Staates und der Kirche so wichtig genommen werden konnte. Diese Blätter geben mehr die andere Seite dieser „vielfach gespaltenen und zerrissenen Persönlichkeit“ (XIII) wieder, das, was nicht bewältigt wurde, deshalb auch weniger geschichtsmächtig war, oder das, was der Schreiber in sich niederringen wollte oder doch sollte. So scheinen mir diese Tagebücher für den Psychologen ergiebiger als für den Historiker, wobei man aber auch nur wünschen kann, dass nicht allzu weitgehende Folgerungen für die Psychologie des zölibatären Menschen aus ihnen gezogen werden. Was kümmert es den Historiker, welche zartfühlende Frau gerade wieder „tief in seine Seele geblickt“ (449; 523) oder an welchem Busen er sich ausgeweint hat (488; 505). Für den Geschichtsschreiber liegt der Wert dieser Blätter weniger in den mitgeteilten Fakten, als in dem lebendigen Eindruck, den sie von der Atmosphäre der Zeit und der [383] sie prägenden Gesellschaft vermitteln. Dabei ist aber zu fragen, ob die Gefühlsseligkeit und Wehleidigkeit, die den Grundton der Tagebücher bestimmen, repräsentativ für die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sind. Der 34jährige Professor, der 1874 in „Werthers Leiden“ sich wiederfindet und diese seitenweise exzerpiert, ist sicher nicht der typische Vertreter der Gründerzeit.

Diese unsere Fragen beeinträchtigen aber in keiner Weise unsere Hochachtung vor der Leistung des Herausgebers. Allein die biographischen Angaben zu der Fülle von Namen aus dem In- und Ausland, die Kraus begegnet sind, machen mit dem Register die Ausgabe zu einem wertvollen Nachschlagewerk. Dazu kommen die treffende Würdigung von Person und Werk in der Einleitung und eine 458 Nummern umfassende Bibliographie des Schrifttums von und über Kraus.

Die 13 Hefte der seit der Untersekunda (1856) fortlaufend geführten Tagebücher gliedert Schiel in Anlehnung an die Einteilung der von Kraus geplanten „Lebenserinnerungen“. Von der Priesterweihe an ist der Text völlig ungekürzt abgedruckt. Die sehr ausführlichen Blätter der Schulzeit zeigen einen empfindsamen und körperlich anfälligen, religiös ungemein ansprechbaren und sittlich ringenden jungen Menschen. Seine Introvertiertheit, die ihn auch nicht in Kommunikation mit seinen Klassenkameraden – Anton Stöck ist eine Ausnahme – kommen ließ, wurde noch gefördert durch die damals übliche Jugendpädagogik. Die sehr um ihn bemühten Jesuiten, für die Kraus immer mehr „Vorliebe und Bewunderung“ (61) hat, die er „für den vollkommensten Orden“ (51), für eine „Gesellschaft von Heiligen“ (20) hält, hätten besser daran getan, ihm handfeste Aufgaben zu stellen, statt ihn mehrmals in kurzer Zeit Exerzitien machen zu lassen, von anderen Übungen, die ihn sich ausschließlich mit sich selbst beschäftigen ließen, ganz abgesehen. Vom Eintritt in den Jesuitenorden hielten ihn angeblich nur seine schwache Gesundheit, die Rücksicht auf seinen „freisinnigen“ Vater und die Pflicht, an die wirtschaftliche Sicherung von Mutter und Schwester zu denken, zurück (69f.). Auch später (1876) möchte er sich in derselben Zeit, wo er nur „ausnahmsweise“ zur Kirche geht, in die Grande Chartreuse begraben, wäre er nicht die Stütze seiner Schwester (369). Als deren baldiges Sterben abzusehen ist (1885), ist es wieder sein Gesundheitszustand, der ihn am Eintritt ins Kloster hindert (491). In Wirklichkeit suchte er höchstens die *beata solitudo* eines Petrarca; zum Ordensberuf (wie zu dem des Priesters?) fehlte ihm die wesentlichste Voraussetzung, nämlich die Fähigkeit und Bereitschaft, sich selbst loszulassen.

Andere Rezensenten, rühmen die schonungslose Wahrhaftigkeit des Tagebuchschreibers. Mir scheinen diese Blätter geradezu ein Beispiel zu sein, wie einer trotz, ja wegen aller bis zur Selbstquälerei [384] getriebenen Zerfaserung seines Ichs nicht zur Wahrheit über sich vorstößt. Nicht zuletzt der „Fromme“ steht ja in dieser Gefahr und zu diesen müssen wir Kraus zählen, wenn auch die Kirche ihm nie zum Erlebnis wurde und damit seine Frömmigkeit weitgehend privat, subjektiv und ichbezogen blieb. Das bis zum Lebensende immer wieder zitierte *Bonum mihi quia humiliasti me* wirkt gelegentlich geradezu peinlich.

Die kleinbürgerliche Sorge um seine und seiner Angehörigen wirtschaftliche Sicherung spielte nicht nur bei der Berufswahl und bei den Dispositionen des jungen Priesters eine große

Rolle. Noch der alternde Professor wähnt sich dauernd in Geldnot. Zu Beginn des Erscheinens der umstrittenen kirchenpolitischen Briefe des *Spectator* schreibt er: „... ich unternehme sie nur, um Geld zu verdienen, dessen ich bedarf“ (624). Für ihr weiteres Erscheinen ist die „pekuniäre Frage... von enormer Wichtigkeit“ (678; 699; 726; 744). Gleichzeitig kann er in seinem Testament der Universität Freiburg soviel Geld und Sachgüter hinterlassen, dass er sich davon in absehbarer Zeit einen Zinsertrag von 3 000 M zur Dotierung der von ihm gestifteten Professur versprechen kann.² Um so mehr können wir verstehen, was es für den jungen Studenten kleinbürgerlicher Herkunft, dessen Vater beruflich nicht zum Ziel gekommen war und der im Trierer Priesterseminar keine ihm entsprechende wissenschaftliche Anregung und Führung erfahren hatte, bedeutete, wenn er 1860 aus gesundheitlichen Gründen eine Hauslehrerstelle bei einer gräflichen Familie in Frankreich annehmen konnte und zwei sehr abwechslungsreiche Jahre in diesem Lande verbrachte. Die gefühlsselige Note seiner Religiosität wurde hier noch verstärkt, er kam in noch engere Berührung mit dem französischen Geist, der ihn tiefgehend prägte und den er durch Übersetzungen von Lacordaire und Ravignan nach Deutschland vermittelte. Viel einschneidender aber sollte werden, dass der junge, empfindsame Mensch Anschluss an die Welt des Adels bekam, die ihm bald als die hohe Welt überhaupt erschien und deren Anschauungen und Vorurteile er zeitlebens kritiklos teilte. Noch dem berühmten Gelehrten sollte jeder Hulderweis aus diesen Kreisen ungemein schmeicheln. Das byzantinistische Untertanenverhältnis, das den Kirchenpolitiker Kraus an der situationsgerechten Beurteilung der Lage hinderte, und sein blindes Unverständnis für die soziale Frage haben hier eine entscheidende Wurzel.

Nach der Rückkehr aus Frankreich tat er sich im Trierer Seminar noch schwerer. Die geistige Trägheit, die er mit Missgunst und Neid gepaart sah, stieß ihn ab: „... den meisten ist nie der Gedanke gekommen, selbständig zu arbeiten, sie schwören ruhigen Gemütes [385] auf die Worte ihres Meisters; freies Forschen und Denken, das sich herausnimmt, anderes als die übrigen zu finden, ist gewöhnlich verpönt, und ich zweifele nicht, dass sie mich bald verketzerten, wenn ich unvorsichtig genug wäre, allen alles zu sagen“ (151f.). Er, der von dem Wissenschaftsenthusiasmus seiner Zeit erfüllt war und besonders die Geschichte als die große Lehrmeisterin und die ihm anvertraute Braut betrachtete, musste aus Anlass seiner Schrift über den heiligen Nagel erfahren, dass man in Trier die Tradition höher stellte als die Wahrheit.

„... die Frage trat recht lebhaft an mich heran, wie es mir möglich sein würde, mein ganzes Leben hindurch hier unter Verhältnissen zu bleiben, wo ich bei all meinen Arbeiten und Forschungen stets nach rechts und links mich umsehen müsse, um allen möglichen Empfindlichkeiten und Bedenklichkeiten Rechnung zu tragen; und ich befürchte zuweilen, diese qualvolle Stellung möchte in mir eine Reaktion hervorrufen, zu der niemand und ich am wenigsten mir Glück wünschen dürfte; ...“ (171).

Die letzten Sätze sollten leider nur zu wahr werden. Denn die nicht bewältigten Ressentiments auf wirkliches und vermeintliches Unrecht sollten im Leben von Kraus eine allzu große Rolle spielen. Obwohl er 1863 schreibt: „Hier aber im Seminar blüht schwerlich eine Blume für mich: Es ist mir, als ob ich in diese Atmosphäre nicht hineinpasste“ (174), konnte er doch nie verwinden, dass man ihm die Professur dort verweigerte, genau wie er später die Vorsehung wiederholt bat, ihn vor dem Bischofsamt zu bewahren, denen aber gram war, die sein Gebet erfüllen halfen.

Schwerwiegender scheint mir zu sein, dass der Student unter Billigung der Seminarleitung mit oft sehr abgelegenen literarischen Arbeiten regelrecht zugedeckt war: So scheint er zu einem seinem Format entsprechenden Studium der Theologie nicht gekommen zu sein. Sonst auf vielen Gebieten Autodidakt, hat er in dieser Hinsicht offenbar nicht aus Büchern geschöpft, was seine Lehrer ihm nicht beibringen konnten. Wir finden bei Kraus nicht ein Minimum an theologischer Auseinandersetzung. Das Vaticanum lehnte er zeitlebens ab, ohne

² H. Schiel, Im Spannungsfeld von Kirche und Politik. Franz Xaver Kraus, Trier 1951, 80f.

auch nur den Versuch zu machen, dieses Problem theologisch aufzuarbeiten. Er sah den „einzigsten Ausweg, der die Kirche retten kann“ darin, die Infallibilität des Papstes unter der Bedingung gegeben zu sehen, „dass er die Tradition der Kirche durch die wissenschaftliche Erforschung der katholischen Vergangenheit und die Umfrage bei dem Episkopat der Gegenwart konstatiere“ (296). Dem Professor für Kunstgeschichte (1872-78) kam es offenbar gut aus, dass er zu dieser Frage sich nicht *ex officio* zu äußern brauchte. Wie ganz anders hat Newman theologisch und religiös gerungen, weshalb Kraus sich auch zu Unrecht so oft auf ihn beruft. [386] Der für die Kirchengeschichte wichtigste Ertrag der Tagebücher scheint mir der zu sein, dass sie erschütternd zeigen, wie wenig an geistiger und religiöser Substanz hinter dem stand, was Kraus mit „liberalem“ und später bevorzugt mit „religiösem Katholizismus“ bezeichnete. Mehr als im Testament steht – „Lebend oder sterbend erkenne ich für die christliche Gesellschaft kein Heil als die Rückkehr zu dem religiösen Katholizismus, in dem Bruche mit den irdischen, politischen und pharisäischen Aspirationen des Ultramontanismus“ (27. 9. 1900). –, erfahren wir aus den Tagebüchern auch nicht. Nur machen sie deutlich, wie sehr der Priester F. X. Kraus, der gegen den politischen Katholizismus anzukämpfen vorgab, Politiker war. Allerdings ein schlechter, nicht nur ein gescheiterter Politiker. Zum wirklichen Politiker fehlte ihm die Tuchfühlung mit der Wirklichkeit, war er viel zu ichkonzentriert. Ob Bismarck, Leo XIII. oder Bischof Korum, sie alle werden schließlich danach beurteilt, wie Kraus sich von ihnen behandelt fühlte. Unter politischem Katholizismus versteht er das „Überhandnehmen der demokratischen Tendenzen in der Kirche“ (515). Er sieht den Katholizismus „einer ungeheueren Katastrophe entgegengehen, „nachdem alles zerstört und zerdrückt ist, was in ihm noch von wissenschaftlichem und sonstigem Adel vorhanden war“ (515). An anderer Stelle beschwört er die Gefahren, „welche für Staat und Kirche aus der sich mehr und mehr abzeichnenden Allianz der ultramontanen Agitation mit den demokratischen Tendenzen der Gegenwart entspringen müssen.“³

Kraus schließt sich Urteilen an, die in der Aufgeschlossenheit L e o s XIII. für die sozialen und demokratischen Strömungen Ausdruck einer „senilkindischen“ Eitelkeit sahen, „der Papst habe sich gedacht, ein Entgegenkommen gegen die Demokratie werde seinem Pontifikat noch etwas Glorie bringen“ (657). Wie verträgt sich dieses Urteil über Leo XIII. und das Schwärmen für einen religiösen Katholizismus und eine makellose Kirche andererseits mit der Ablehnung des „ernsten und strengen, aber beschränkten Monaco-Cardinale“ G o t t i als Papstkandidaten und mit den geringschätzigen Bemerkungen über den späteren Pius X., der „die ganze arme Schneidergesellschaft seiner Familie in den Palast“ mitbrachte (645) und, „von niederer Herkunft“, „die Allüren der *bassa condizione* zu wenig losgeworden zu sein scheint, um den Papst zu spielen“ (741)?

Er, der Anwalt des religiösen Katholizismus, gibt sich erstaunlich unpriesterlich. Der unerwartete Tod Döllingers z.B. führt zu der uns kitschig anmutenden Eintragung: „... heute liegt er als Leiche da. Eine größere Leiche liegt neben ihm: das ist unsere kath. Theologie“ [387] (562) und zu dem Bericht, Rom habe den Stiftsdekan Türk beauftragt, sich um die Konversion Döllingers zu bemühen, was jener angesichts von dessen Zustand abgelehnt habe (563). Von einem Gebet für den Toten oder gar von der bange Frage nach dem Heil des ohne Beichte und Eucharistie Gestorbenen keine Spur. Solche Beispiele ließen sich beliebig vermehren.

Hatte dem Seminaristen die Führung gefehlt, dann dem reifen Menschen der Freund oder wenigstens der ihm gewachsene vertraute Gesprächspartner, - Anton Stöck ist kaum als solcher anzusehen. Das Wort von 1869: „Alle Reize und Vorzüge des Geistes und der Manieren verlieren für mich ihren Zauber, wo die Religion nicht den Mittelpunkt bildet“ (271), hat er in seinem Leben leider nicht wahrgemacht, besonders nicht in bezug auf die

³ Schreiben an den Großherzog v. Baden vom 29. 11. 1885. Vgl. Schiel, Im Spannungsfeld, 50; Tagebücher 641; 590; 657; 727.

* Klerusblatt 45 (1965) 313-318.

zahlreichen Frauen, die ihm in Bewunderung zugetan waren und deren Begegnung er erwähnenswert findet. Eine Ausnahme bildet Charlotte B l e n n e r h a s s e t. Um so bezeichnender, dass er auch in ihrer Seele schließlich „ein Fonds bayrisch-ultramontanen Opportunismus“ findet, der sie hindert, ihn zu verstehen (737).

Derselbe Kraus, der die tragenden Kräfte seiner Zeit so wenig erfasst, dafür kritiklos jedes römische Sakristeigeschwätz kolportiert, glaubt eine entscheidende Rolle zu spielen oder spielen zu sollen (479; 495; 534). Allerdings werde erst in Jahrhunderten seine eigentliche Bedeutung sichtbar werden: „denn davon bin ich überzeugt, dass das, wofür ich heute verbrannt werde, in hundert oder zweihundert Jahren als der fruchtbarste Gedanke für die Zukunft, die Regeneration und den endgültigen Sieg der katholischen Kirche erkannt wird“ (460; vgl. 559). Um dies als Selbstüberschätzung zu erweisen, bedurfte es nicht der Veröffentlichung dieser Tagebücher.